

Die Blumen welken
Naturpoesie als Spiegel der gesellschaftlichen
und kulturellen Veränderungen

Helmut GOLLNER
 Université de Vienne

1.

Die Natur, früher eine Art Paradies, wenn man der Poesie glaubte, ist zum Problem geworden. Alle Angebote, die die Natur in der Naturpoesie dem Menschen zur Verfügung stellen konnte, hat sie inzwischen verloren: ihre Schönheit, ihre Heimatlichkeit (die Fähigkeit also, dem Menschen Geborgenheit zu verschaffen), die Begegnung mit Gott und den weiten Raum für das Ich (die Gelegenheit also, sich selbst zu finden).

Schuld am Verlust dieser Fähigkeiten ist nicht die Natur selbst, sondern natürlich der Mensch. Denn: Natur ist ganz besonders Mensch; ein verlässlicher Spiegel gesellschaftlichen Denkens und des geltenden Menschenbilds. Wenn der Mensch hässlich wird, wird auch die Natur hässlich – und der Mensch *ist* hässlich geworden.

Das schöne Menschenbild des Humanismus mit seiner idealistischen und christlichen Definition des homo sapiens – der Mensch ist frei; und der Mensch ist gut (zumindest lernfähig) – wurde von unserer Geschichte und wird von unserer Gegenwart widerlegt. Zwei Weltkriege, Holocaust, und andere Nazi-Verbrechen haben das klassische Gesicht des Menschen nachhaltig zerstört und den Humanismus als unhaltbar erwiesen, insofern er falsche Informationen über den Menschen gegeben hat (alles Irrationale, Animalische und Determinierte verdrängt hat).

Und wer in der Gegenwart die Hässlichkeit des menschlichen Gesichts überprüfen will, braucht nur täglich das Fernsehen aufzudrehen.

Damit hat auch der Wald (der wichtigste Schauplatz der deutschen Naturpoesie) seine – humanistische – Schönheit verloren:

Es ist nicht mehr sicher, dass es den lieben Gott gibt und dass man ihn in Wiese, Wald, in jeder Blume finden und anbeten kann. Nur mehr religiöse Hardliner können Tsunamis oder afrikanische Dürrekatastrophen zum Erziehungsprogramm des christlichen Gottes rechnen wie seinerzeit die Sintflut – um von den Zerstörungen der Natur durch ökonomische Profitinteressen gar nicht zu reden.

Es ist nicht mehr sicher, dass die Natur Idealmasse für den Menschen hat und eine Art göttlicher Ratgeber für ihn sein kann: Die Nazis haben aus der Natur und ihren Gesetzen für sich vor allem das Recht des Stärkeren abgeleitet und als Imperialismus und Genozid verwirklicht. Der deutsche Wald hat als eine Art Tempel für nationale Gefühle und Ideologien seine Unschuld verloren.

Die humanistische Naturpoesie hat auch die Moskitos verschwiegen, die giftigen Insekten und die Millionen von Bakterien und Viren. Den Ohrwurm hat erst der Kirchenfeind Wilhelm Busch zugegeben (d.h. in die Literatur eingebracht). Das Naturgedicht kannte noch nicht die Plastikflasche am Wegesrand und das Ozonloch am Himmel.

Und schliesslich ist es nicht mehr sicher, dass der Gegenwartsmensch in der Natur genügend Platz und Ruhe für die Ausdehnung seines Ichs findet, dass er also dem sozialen und politischen Lärm entkommt. Zu laut ist die Verstärkung des „Strassenlärms“ durch die Medien. Und wenn man den Lärm der politischen, sozialen oder familiären Katastrophen einmal entkommt, kann es in den Wäldern (jedenfalls in den österreichischen) leicht passieren, dass man diesen Lärm nur gegen den touristischen Lärm austauscht. Österreichs schöne Landschaft ist hoch vermarktet und wird immer wieder zum Sport- und Eventgelände umgewidmet. Im Rauschen des Profits ist dann Schluss mit der Waldesstille.

Wie soll man da noch schöne Naturgedichte schreiben? Woher die Naivität nehmen?

Die genannten Veränderungen beschreiben einen tiefgehenden Kulturwandel, ablesbar auch an der Naturpoesie. Natur, so gesehen, ist menschliche Projektion, also Kultur. Ich möchte auf diese Veränderungen an Hand von ein paar Naturtexten genauer eingehen.

2.

Der 6. September 1780 war im deutschen Weimar ein schöner Spätsommertag. Der 31 Jahre junge **J.W. v. Goethe** (1749-1832) nützte den Tag zu einer Bergwanderung, um dem Stress seines jungen Lebens zu entkommen. Immerhin war er in seinem Herzogtum vom Herzog, seinem Freund, bereits zum Leiter der Bergwerksangelegenheiten, des Strassenbaus, des Wasserwesens und der Kriegskommission bestellt worden. Reisevorbereitungen standen ins Haus: ein paar Tage später ging's für drei Monate in die Schweiz. Zum beruflichen kam erotischer Stress. Einen Teil davon erfahren wir aus einem Brief an seine damalige Freundin Frau von Stein: Am Vortag war er mit ihr in einer Höhle gewesen, und sie hatten da in einen Stein ein Zeichen

ihrer Liebe geritzt (ein grosses S, wahrscheinlich für Stein). An dieser Höhle kam Goethe auf seiner Wanderung wieder vorbei und küsste das Zeichen, wie er schreibt, „wieder und wieder“.

Aber es wird für ihn noch ein ganz ruhiger Abend in einer Berghütte am Gipfel. Er geniesst die weite Aussicht und den langsamen Sonnenuntergang. Und schreibt dann mit Bleistift an die Wand der Hütte eines der schönsten Gedichte der deutschen Literatur:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch
Die Vögelein schweigen im Walde
Warte nur balde
Ruhest du auch

*

Am 23. Juli 1965 – ein richtig warmer Sommertag, ich habe nachgeschaut – setzt sich **Ernst Jandl** (1925-2000) an die Schreibmaschine und schreibt folgendes Gedicht:

über allen gipfeln
ist ruh
in allen wipfeln
spürest du
kaum einen hauch
die vögelein schweigen im walde
warte nur balde
ruhest du auch

Das ist Provokation. Goethe hat seinem Gedicht den Titel *Ein Gleiches* gegeben, weil es inhaltlich dem vorangehenden Gedicht (seiner Werkausgabe), *Wanderers Nachtlied*, gleicht. Jandl titelt sein Gedicht *ein gleiches*, weil es Goethes Gedicht gleicht, und zwar aufs Wort genau.

Das ist ironisch gemeint. Denn seit den fast 200 Jahren nach Goethes Gedicht ist nichts mehr gleich geblieben. Wenn Jandl Goethes schönes Gedicht im gleichen Wortlaut als eigenes hinschreibt, so enthält das seinen Ärger und seinen Protest dagegen, dass 200 Jahre lang die Naturpoesie die Natur in den immergleichen Tönen und Bildern feiert, obwohl sich alles – die Gewissheit Gottes, das humanistische Menschenbild, Ökologie und Ökonomie – verändert hat.

*

Ich notiere ein anderes Gedicht Ernst Jandls, das einen Teil der Veränderungen zeigt:

schritte

der nebel
den berg

der berg
den baum

der baum
das blatt

das blatt
den käfer

der käfer
mich

Das Gedicht ist ganz parallel zu Goethes Gedicht gebaut. Es beginnt bei der Natur und endet beim Ich, wie alle klassische Naturpoesie: Wer in den Wald geht, findet *sich*. Goethes Naturbeschreibungen sind humanistisch fein geordnet: Der Blick beginnt bei der anorganischen Natur (Gipfel), wandert zur organischen (Wipfel), dann zur animalischen (Vögelein) und endet beim Menschen (du).

Goethe läuft die alte aristotelische Ordnung ab, in aufsteigender Linie von der unbelebten über die pflanzliche und die tierische Natur bis zum Menschen, der „Krone der Schöpfung“. Jandls Gedicht läuft in die Gegenrichtung, obwohl die Reihenfolge der Naturerscheinungen dieselbe ist. Auch er beginnt mit der anorganischen Natur (Nebel, Berg), kommt dann zur organischen (Baum, Blatt) und endet wieder beim Menschen (mich), dem Ich des Autors. Aber der Weg in Jandls Gedicht geht abwärts: Jedes aufgerufene Naturphänomen ist grösser als das nächste. Das Kleinste in der Schöpfung, noch unterhalb des Käfers, ist dann das Ich des Menschen.

Jandls Gedicht hat keine Prädikate. Trotzdem hat es Grammatik: Der erste Begriff ist immer ein Nominativ, also Subjekt (eines nicht fertiggestellten Satzes), der zweite Begriff ist immer ein Akkusativ, also Objekt. – Die Grammatik lebt: Das Verhältnis von Subjekt zu Objekt in der Syntax ist

auch ein Machtverhältnis. Das Subjekt bestimmt (mittels des Prädikats), was mit dem Objekt geschieht.

Alle genannten Naturerscheinungen dürfen einmal Subjekt sein und über ein Objekt bestimmen (es z.B. an Grösse überragen); der Mensch ist der einzige in der Schöpfung, der nur Objekt sein darf. Er ist nicht nur der Kleinste, sondern auch der Machtloseste in der Hierarchie der Natur.

Aus dieser Position kann die Natur dem Menschen nicht mehr paradiesisch erscheinen, sondern nur mehr bedrohlich. Aus dieser Position kann man kein Goethe-Gedicht mehr schreiben.

*

Die Natur lässt keine positiven Assoziationen mehr zu. Sie ist zum Menschenfeind geworden. An Jandls Gedichten lassen sich die Veränderungen besonders gut zeigen:

die grüne pest

verdrossen grunzt das sonnenschwein
der erdball sollt verbrennet sein
die grüne pest des grasses frisst
noch jeden der mensch gewesen ist
und henker der baum zeigt hinauf hinauf
da knüpf an mein ast und dein hals dich auf
das lichte schalt ab und den tag tu weg
in die ohren gefüllt ist der vogeldreck

Sonne, Gras, Baum, Vogel – 4 Signalbegriffe der Naturpoesie – stellen sich der Welt und dem Menschen *entgegen*, grossteils sogar als Todfeinde. Noch dazu in einer geradezu kindischen Redeweise, in der man normalerweise nicht Kultur oder Poesie machen kann.

Das Sonnenschwein (phonetisch geboren vom Sonnenschein) verkündet grunzend, dass es die Erde verbrennen will, das Gras hat noch alle Menschen gefressen, insofern sie als Tote unter seinen Wurzeln landen (vgl. die Redewendung „ins Gras beißen“ für sterben). Der Baum fordert den Menschen auf, sich an seinen Ästen zu erhängen. Und der Gesang der Vögel ist einfach Dreck in den Ohren.

Solche Gedichte sind nur möglich, wenn die Kultur die Natur nicht mehr humanisieren kann, weil das Humane nicht mehr das Schöne und Gute ist. Wenn man die Natur humanisiert, wird sie un-schön und un-gut.

*

Jandl stört die Ruhe der Natur aber noch radikaler: nicht nur, indem er still über die Hässlichkeit der Natur schreibt, sondern indem er mit grosser Lautstärke Lärm gegen sie macht. Jandl hat sogenannte „Lautgedichte“ geschrieben, die ihre Wirkung erst erreichen, wenn sie laut gesprochen, nicht wenn sie still gelesen werden.

In Jandls Gedicht werden die Tierlaute aufgezählt: Rinder brüllen, Schweine grunzen, Hunde bellen, Katzen miauen, Kater schnurren, Gänse schnattern, Ziegen meckern, Bienen summen, Grillen zirpen, Frösche quaken, Hummeln brummen und Vögel zwitschern. Bei Jandl klingt das so (laut zu sprechen, die Grossbuchstaben an den Wortenden bedeuten besondere Betonung):

auf dem land

rinininininininDER
brüllüllüllüllüllüllüllEN

schweineineineineineineineinE
grunununununununZEN

hununununununununDE
bellelellelellelEllEN

katatatatatatatZEN
miauiauiauiauiauiaüN

katatatatatatatER
schnurrurrurrurrurrurrurrEN

gänänänänänänänSE
snattattattattattattattERN

ziegiegiegiegiegiegiegEN
meckeckeckeckeckeckeckERN

bienienienienienienienienEN
summmummmummmummmummmEN

grillillillillillillillEN
ziririririririrPEN

fröschöschöschöschöschöschE
quakakakakakakakakEN

hummummmummmummmummmummmELN
brummummmummmummmummmummmEN

vögögögögögögögögEL
zwitchitschitschitschitschitschitschERN

Versuchen Sie's mal! Jede Silbe wird 8 mal gesprochen.

7 Haustiere und 5 „wilde“ Tiere dürfen antreten, um eine ländliche Lautkulisse zu errichten. Aber es sind gar nicht die Tiere, die Laut geben. Das Brüllen der Rinder, das Gurren der Schweine usw. klingt ganz anders als Jandls Gedicht. Jandl imitiert ja nicht die Stimmen der Tiere, sondern macht Sätze über Tierstimmen unangenehm laut. Der Dichter ist es, der Lärm macht in der Landschaft, nicht die Tiere. Jandl erzählt nicht mehr über die Natur, sondern er brüllt sie an – und uns. In der traditionellen Naturpoesie erzeugen die Tiere durchaus Wohlklänge, bei Jandl herrscht ausschliesslich Lärm, Menschenlärm, nicht Naturlaut.

Ist Ihnen die Natur jetzt schon hässlich genug? – **Elfriede Jelinek** (1946), unsere Nobelpreisträgerin für Literatur, die sich selbst bucherlang gegen die Natur äusserte, fragt in einem solchen Fall (ich zitiere aus dem Roman *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr*): „Haben Sie noch Lust weiterzulesen und weiterzuleben? Na also.“

*

Jetzt einmal weg von Jandl. – Sein Problem war, dass sich das klassische Naturbild mit dem aktuellen Menschenbild nicht übereinstimmen liess.

Es gibt aber auch ganz konkreten ideologischen und ökonomischen Missbrauch der Natur, und es gibt die Kritik der zeitgenössischen Literatur daran.

Den ideologischen Missbrauch unter den Nazis habe ich schon angedeutet. Im Gedicht *Heimkehr* zeigt **Erich Fried** (1921-1988) die Schönheit des Waldes in tragischem Kontrast zu Hässlichkeit des Menschen:

Heimkehr

Der Wald
 Ein baum langer Mensch
 voll Harzgeruch
 Harz
 das tropft in den Kannen
 in der Wach-Stube
 voll
 von verrauchtem
 Schweiss
 und saurem Tabak
 die Wipfel hoch
 an der Sonne
 beugt sich nieder
 zu mir
 und grinst

Heimatwald
 Wald meiner Kindheit
 Ganz recht so
 Kleiner!
 so bin ich wiedergekommen
 in diese Berge
 so ist dein Vater hin
 ein Jud weniger
 nicht wahr?
 Nach all den Jahren
 der Harzgeruch
 wie er war

Erich Fried, Jude, musste/konnte 1938 aus Wien emigrieren, nach London, blieb nach dem Krieg in England, wurde britischer Staatsbürger, schrieb aber weiterhin auf Deutsch und fühlte sich der österreichischen Literatur zugehörig, obwohl man von österreichischer Seite nach dem Krieg keine Anstrengungen unternommen hatte, ihn zurückzuholen.

Das Gedicht berichtet von einem Nachkriegsbesuch Frieds in seiner ursprünglichen Heimat. Es verschränkt zwei Kontrasterlebnisse miteinander (optisch voneinander abgesetzt): ein Naturerlebnis im österreichischen Wald und ein politisches Erlebnis mit einem österreichischen Polizisten. Die Begegnung mit der Landschaft ermöglicht das Identitätserlebnis von Heimat: „Heimatwald/ Wald meiner Kindheit“ und Naturgenuss mit Augen und Nase: „die Wipfel hoch an der Sonne (...) der Harzgeruch“. Dieses Glück

wird kontrastiert durch die Begegnung mit dem Polizisten in der Wachstube, also durch ein neuerliches Nazi-Erlebnis, nämlich durch die Erfahrung, dass es in Österreich Nazis auch nach ihrer militärischen Niederlage gab, und zwar auch in offiziellen, staatlichen Positionen.

Der Nazi-Polizist ist Antisemit und demütigt den Gast auf die unmenschlichste Weise, indem er seine Schadenfreude über den Tod von Frieds Vater zeigt: „so ist dein Vater hin/ ein Jud weniger/ nicht wahr?“ (Jandls Vater starb an den Misshandlungen durch die GESTAPO.) Während das Naturerlebnis also die Heimkehr in Heimat und Kindheit ermöglicht, wiederholt das politische Erlebnis im Grunde die Vertreibung daraus.

Besonders feinsinnig wird dieser Kontrast am Schluss in der Variation des Satzes vom „Schweigen“ und „Gehen“ wirksam. „Ich schweige und gehe“ gehört zum politischen Erlebnis und erinnert an die leidvollsten Erfahrungen Frieds mit der staatlichen Macht: Am besten ist es in einem solchen Fall, auf die Beleidigung des Polizisten zu schweigen und zu gehen. – „Ich gehe und schweige“ gehört zum Naturerlebnis und beschreibt das natürliche Verhalten auf einem Waldspaziergang: gehen, schweigen (schauen, denken).

Die beiden Verben (gehen und schweigen) haben ihre Bedeutung verändert: Das „Schweigen“ in der Wachstube ist angstvolle Selbstverleugnung, das „Schweigen“ im Wald andächtige Selbstbeschäftigung. – Das „Gehen“ aus der Wachstube ist Flucht, das „Gehen“ im Wald ist Aufenthalt.

In diesem Gedicht ist der Wald noch schön. Aber: Er ist nicht mehr Sinnbild einer prinzipiell gelungenen Welt, sondern Zuflucht vor einer teilweise misslungenen Welt. Schön ist die Natur leider erst ohne Menschen.

*

In **Hans Leberts** (1919-1993) Roman *Die Wolfshaut*, 1960, dem vielleicht eindrucksvollsten Beitrag der österreichischen Literatur zum Problem des Nachkriegsfaschismus, hat die Natur selbst bereits Formen und Farben der Nazi-Ideologie angenommen: Die Landschaft ist „partiebraun“, die Sonne macht Krieg: Als „Messingsonne“ entwickelt sie ein „tödliches Licht“ bzw. den „unhörbaren Waffenlärm des Lichts“, und „das Trommelfeuer des Lichtes zerhackte die Gegend, zerhackte sie zu einem Trümmerhaufen“.

Die Landschaft entwickelt sich ins Anorganische, ins Tote: Der Grundwasserspiegel sinkt, die Wüste rückt vor (auch in die Herzen ihrer Bewohner). Oder die Landschaft bekommt prähistorisches Aussehen („zu Stein und Lehm gewordenes Meer“, „emporgetaucht aus dem Weltozean“, mit „Zeichen der Vorzeit“), also ohne menschliche Kulturarbeit, die sie zum Acker oder zum Garten macht, also: ohne die Anwesenheit des Menschen.

Das heisst: Der Zustand der Natur entspricht genau dem Zustand des Menschen: beide sind unmenschlich.

Soviel zum ideologischen Ärger über die Naturpoesie.

*.

Zumindest als gleich gross empfindet die österreichische Literatur die ökonomische Beschädigung der Natur, die kapitalistische, touristische.

Besonders grosse Wut entwickelt **Elfriede Jelinek** gegen alle Versprechungen der humanistischen Kultur, nämlich dass Welt und Leben im Grunde sowieso gut, sinnvoll und schön sind; also z.B. gegen die Behauptung der Poesie von der schönen Unschuld der Natur.

„Wir sind doch hier in keinem Heimatroman“ – Heimatroman ist eine Trivialgattung unserer Literatur, in der sich der *gute* Mann und die *gute* Frau in ewiger Liebe inmitten der *schönen* Natur ihrer österreichischen Berg- und Waldheimat finden – „Wir sind doch hier in keinem Heimatroman“, ruft Elfriede Jelinek also in ihrem frühen Roman *Die Liebhaberinnen* aus und weist damit jede bürgerliche Verklärung des Waldes zurück, in der die Natur als göttliche Ordnung gefeiert wird, die aber längst schon kapitalistischer Ordnung untersteht. Nicht mehr der liebe Gott bestimmt, was mit der Landschaft geschieht, sondern der Grossgrundbesitzer oder der Tourismusmanager. Der Mensch hat die Natur verkauft – und was die Dichtung über die Natur schreibt, ist blanker Kitsch, so Jelinek.

Der Mensch ist Eigentümer oder Konsument der Natur. Die Natur selbst hat nichts mehr zu reden: Im Humanismus war sie eine beseelte Natur, die zu den Menschen sprach und ihnen Ratschläge für ein richtiges Leben gab. Sobald sie ihre Seele verloren hat und nur mehr der Benützung zur Verfügung steht, hat sie aufgehört zu sprechen. Sie hat aufgehört, Kultur zu sein.

*

Peter Turrini (1944) hat die Nutzung der Landschaft durch den Tourismus sogar als Prostitution bezeichnet. Er geht in einem Essay von einem Text der österreichischen Fremdenverkehrswerbung aus. Darin heisst es:

„Wandern in Österreich unterscheidet sich auch dadurch, dass Försterstochter Resi (Anm.: eine typische Figur des Heimatromans) dem Biologiestudenten aus Göttingen gern die Abkürzung durch den Wald zeigt, weil der Weg dadurch ein Viertelstündchen länger wird.“

Das ist Erotik-Werbung. Die österreichische Resi führt den deutschen Studenten in den Wald, um ihn zu *verführen*.

Was Resi mit dem Studenten macht, macht der österreichische Tourismus mit dem deutschen Gast. Turrini: „Die Geschichte des österreichischen Tourismus ist daher die Geschichte einer Hurerei (Anm.: Prostitution).“ Wie Resi zur Hure wird, wird die Natur zum Tourismusprospekt.

Beide zeigen nicht mehr, was sie sind, sondern was der zahlende Gast will.

Für diese Art von Seelenverkauf hat Turrini auch ein Gedicht:

Warum beklagst du
das Schweigen Gottes
sagte der Religionslehrer.
Schau diese Wiese an.
Gott spricht leise zu dir.
Du hörst ihn
im Summen der Bienen.
Im Säuseln des indes.
Du siehst ihn
im geduldigen Wachsen
der Blumen.
Heute steht
anstelle der Wiese
ein riesiger Parkplatz.
Was ist das für ein Gott
den eine Kärntner Baufirma
zum Schweigen bringen kann?